

geben von den Menschen, die ich liebe – das war immer der Fall –, auch diese Ruhe und ein Stück Harmonie zu erleben. Die Konflikte, die in dem Buch angedeutet werden, spielten ja in einer Zeit, in der es offenbar ein Bedürfnis gab, jedes Problem, auch die Anschaffung einer Geschirrspülmaschine, zu »problematisieren«. Das ging mir auf die Nerven, und ich hatte manchmal die Neigung, das zu ironisieren, was dann gelegentlich zu Streitwolken geführt hat.

NG/FH: Ein Kapitel des Buches heißt »Kudelmuddel«, und das bezieht sich auf die familiären Wirrnisse vor allem zwischen 1968 bis 1977. Ich habe den Eindruck, dass die von Ihnen gewählte Kinderperspektive es Ihnen auch erspart, den ganzen Schmerz, den ganzen Streit, das ganze Leiden dieser Zeit zu schildern und auszumalen.

Grass: Nicht das Leiden. Nur was ich nicht wollte und schrecklich finde in sogenannten autobiografischen Ergüssen, dass sie dazu benutzt werden, abzurechnen. Also es gibt in dem Buch keine Schuldzuweisungen. Das kam alles über uns, es hatte seine Gründe, die aber nicht an die Öffentlichkeit gehören, mit all dem Leid, das für die Kinder dadurch entsteht. Auch mit dem Bedürfnis, den Streit nicht auf dem Rücken der Kinder fortzusetzen. Auch das ist wie ein Märchen, aus meiner Sicht, dass diese acht Kinder, von verschiedenen Müttern, mit verschiedenem Herkommen, doch eine große Familie geworden sind. Und da bin ich dann, was mir auch nicht träumte als zufällig Überlebender, in die Rolle des Patriarchen hineingerutscht, und ich gebe zu, dass ich diese Rolle gelegentlich auch gerne spiele.

Michael Rutschky

Kulturrentner

An verschiedenen Orten, bei verschiedenen Gelegenheiten machen sie sich bemerkbar und bilden eine neue Gruppierung, auf deren Auftritte man sich einstellen muss: die Kulturrentner. Ihnen gehört eine ordentliche Portion Zukunft.

Michael Rutschky

(* 1943) lebt als freier Autor in Berlin.

mrutschky@web.de



Sie treten in Erscheinung bei jenen Großausstellungen mit Massenerfolg, der aus Kennerschaft unmöglich zu erklären ist: in Kassel die *documenta*, die unendlich viel mehr Leute anzieht und beschäftigt als das avancierte Kunstpublikum zählt; in der Berliner Neuen Nationalgalerie eine Ausstellung mit Meisterwerken aus dem Metro-

politan Museum, die gleichzeitig dem kurrenten Antiamerikanismus entgegenwirkte und auf die neuen Verhältnisse vorausdeutete, die man sich in Old Europe vom zukünftigen Präsidenten erhofft – »die schönsten Franzosen kommen aus New York«, lautete die Parole.

Im Publikum erblickte man massenhaft diese Gruppierung, die beim Gedanken an französische Malerei und an New York besonderes Wohlgefühl überkommt. Ältere Damen und Herren, gut in Form. Die anspruchsvolle Freizeitkleidung signalisiert die Erleichterung, der Kleiderordnung des Büros entronnen zu sein, aber auch der Verwahrlosung zuvorzukommen, die das Rentnerdasein mit seinen Depressionen

nahelegt. Geld muss vorhanden sein. Kein Reichtum, der eigene scharfe Arbeitsanforderungen stellt, eher etwas stetig und ruhig Fließendes, das zugleich das aktive Mitleid für die weniger sicher Ausgestatteten fördert. Die Rente eben.

In der Jugendzeit der Republik hätte man ältere Herrschaften, die eigens anreisen, um die französische Malerei des 19. Jahrhunderts zu bewundern, als kulturkonservativ oder als Bildungsspießer eingeschätzt, die der schöneren Vergangenheit und dem Verlust der Mitte nachtrauern. Damals malte man noch stimmungsvolle Landschaften. Inzwischen hat die Bundesrepublik längst das Erwachsenenalter erreicht, und die Kulturrentner, die 2007 die schönsten Franzosen bewunderten, waren auch 2004 schon dabei, als das Museum of Modern Art seine Schätze in der Neuen Nationalgalerie zeigte, alles andere als Salonmalerei und Impressionismus. Das Schlangestehen der Besucher war das erste dieser Art und wurde Legende.

Gewiss haben diese Kulturrentner letztes Jahr ebenso die *documenta* in Kassel besucht. 1972 hielten ältere Herrschaften die *documenta* noch für das reine Sündenbäbel, für Verfall und Betrug. In der Gegenwart steigern die Zumutungen der zeitgenössischen Kunst offenbar ihr Wohlbefinden.

Sie reisen viel, die Kulturrentner. Ihnen liegt der klassische Rentnersatz »Ich will endlich meine Ruhe haben« ganz fern. Wellness im Sonderangebot, das die großen Hotels auf Rügen für den Spätherbst oder den Vorfrühling machen; dabei kann man die Kreidefelsen, den Leuchtturm von Cap Arkona, die Schlösser Spyker und Granzitz mitnehmen. Ohne Kultur ist Wellness banal. Besorgt betrachten die Kulturrentner die neue Schnellstraße, die hässlichen Hotelneubauten. Ihre Reisen erreichen ihren höchsten Punkt nicht in wochenlangen Strandfreuden; die Wellness umschließt Sehenswürdigkeiten der Kultur ebenso wie der Natur, und sie haben ein wachsa-

Auge auf die Einheimischen, die womöglich schlecht leben. Hier ist – wie überhaupt im Dasein der Kulturrentner – Selbstironie erlaubt, ja Vorschrift.

Überhaupt kommt Wellness als Leitmotiv dieser Lebensform in den Blick. Während das Ideal der Fitness den jungen Menschen, der sich vor dem Altern ängstigt, so erfolgreich quält, dass er sich einen Körper antrainiert, den er in Wirklichkeit nirgends gebrauchen kann, versöhnt das Konzept der Wellness mit einem Körper, der sich von der Jugend endgültig entfernt hat. Die Selbstwahrnehmung entscheidet. Der Tod ist unvermeidbar, der Verfall bloß hinauszuzögern, das Geschlechtsleben eine schöne Erinnerung.

Die Zahl der Kulturrentner nimmt in den kommenden Jahren unweigerlich zu. Sorgen machen sie sich um ihresgleichen, die schlechtere Jobs hatten, von Altersarmut oder den Reformen im Gesundheitswesen bedroht sind. Das erzeugt Wut, denn vom Medizinbetrieb sind die Alten so abhängig wie Kinder von Mutters Körperpflege. Ihr Konservatismus – wie ihn das fortgeschrittene Lebensalter mit sich bringt – bewahrt Elemente, die einst als fortschrittlich galten. Über ihren Sofas daheim hängen keine röhrenden Hirsche, sondern Originaldruckgrafiken, wie sie in den Sechzigern, als sie Studenten waren, erschwinglich wurden. Als Begleitmusik lassen sie unter keinen Umständen Militärmärsche oder schwüle Foxtrotts durch ihre Wohnung spülen. Man hört Debussy und Gustav Mahler. Oder Fats Domino, Pat Boone, John Coltrane und Miles Davis.

Die Kulturrentner verabschieden endgültig das Ideal des soldatischen Mannes oder die weibliche Variante von der Mutter der Nation. Spätromische Vorstellungen eines stoisch gelassenen Wohlbefindens ersetzen den Willen zur Macht. Sich als formloser Greis so lächerlich in die Uniform zu zwängen wie der Reichspräsident Hindenburg – niemals. Dafür haben wir jetzt unsere bequeme Freizeitkleidung. Am Konser-

vatismus selber, kann man einwenden, hat sich nichts geändert. Nur weist die Nostalgie, die ihn speist, bei unseren Kulturrentnern ganz andere Inhalte auf: den Reformwillen der 70er Jahre; die Kunstschatze des MoMA, den Duft der großen weiten Welt. Im Politischen verkörpert Willy Brandt diese Nostalgie; vielleicht ist er an die Stelle Hindenburgs getreten, der metaphorisch-ruinös nach dem Bild des Kaisers geformt war.

Manchmal hört man die Kulturrentner ihre Sympathie für Oskar Lafontaine und die *Linkspartei* erklären. Dass der

Staat allen ein Mindesteinkommen garantiere, diese Forderung leuchtet ihnen sofort ein. Überhaupt sollte der Staat Reformen angehen wie in den 70er Jahren, als sie zwischen 30 und 40 Jahre alt waren, Reformen, die den Namen verdienen und auf soziale Gerechtigkeit zielen. Insofern liegt die Sympathie dieser Gruppierung verlässlich bei der Sozialdemokratie. Das wiederum ist neu. Stellten die Rentner nicht einst das granitene Fundament des Konservatismus dar? Ließen sich von der Kanzel sagen, welche Partei zu wählen sei?

Siegmar Mosdorf

Wiedergelesen:

Carlo Schmid? Carlo Schmid!

Siegmar Mosdorf

(* 1952) war von 1998 bis 2002 Parlamentarischer Staatssekretär im Bundesministerium für Wirtschaft und Technologie. Seit 2002 ist er Partner der internationalen Unternehmensberatung CNC AG. Seit 20 Jahren ist er Vorsitzender der Carlo Schmid-Stiftung.
siegmar.mosdorf@CNC-Communications.com



Wer war Carlo Schmid? Diese Frage stellt sich für jene jenseits der Generation '89 immer häufiger. Diejenigen, die heute älter als 25 sind und sich ein wenig für Politik interessieren, wissen, dass Carlo Schmid ein Staats- und Völkerrechtler war. Dass dieser gebildete Nachkriegspolitiker in höchste Staatsämter kam: Präsident von Südwürttemberg-Hohenzollern, Mitglied des Parlamentarischen Rats, der das Grundgesetz schuf, Bundestagsabgeordneter, Bundesminister und Vizepräsident des Bundestages.

Carlo Schmid wurde in Perpignan geboren und kam im Schulalter nach Deutschland. Er hat sich sein Leben lang um die deutsch-französischen Beziehun-

gen und die europäischen Verhältnisse gekümmert.

Mit seiner umfassenden Bildung und seinem literarischen Interesse war Carlo Schmid eine Ausnahmeerscheinung in der SPD, aber auch im ganzen Politikbetrieb der Bundesrepublik Deutschland. Er übersetzte Baudelaire, Malraux, Valéry und setzte sich mit Machiavelli auseinander. Theodor Heuss nannte ihn »das Silberbesteck im Proletarierhaushalt«.

Dieser Carlo Schmid hat nach seinem Ausscheiden aus der aktiven Politik 1973 begonnen, an seinen Lebenserinnerungen zu arbeiten. Diese »Erinnerungen« erschienen 1979. Die fast 900 Seiten sind erzählte Geschichte. Von der Dreyfus-Affäre bis zur Ost- und Entspannungspolitik ist hier ein autobiografisches Geschichtsbuch entstanden. Es macht Geschichte lebendig und erzählt Hintergründe und Einsichten, die man in keinem Geschichtsbuch findet. Es erzählt Begebenheiten und von Begegnungen, die mehr sagen, als jede Lehrstunde vermitteln kann:

»Eine seltsame Beobachtung machte